

Gender_Gap und Inter*Stern: Der *linguistic turn* ist angekommen

„Es ist in Namen, dass
wir denken.“

G.W.F. Hegel

Von G. S.*

Bei meinem letzten Sommerurlaub in Deutschland musste ich – nicht zum ersten Mal – feststellen, dass ich eine kleine Weiterentwicklung der (sub-)kulturellen Sitten und Gebräuche halbwegs verpasst hatte, weil sie vom Internet oder auf anderen Kanälen nicht deutlich genug an meinen Auslandsstandort übermittelt wurde.

Allerdings hatte ich mich schon bei meiner Befassung mit der „Münkler-Watch“ an der Humboldt-Universität [www.magazin-auswege.de/2015/07/die-muenkler-watch/] über Formulierungen der folgenden Art gewundert:

- „Der Begriff ‚Symbolische Gewalt‘ ist ein Konzept, das *von der französischen Soziolog_in* Pierre Bourdieu entwickelt wurde. Bourdieu war *eine Bildungsaufsteiger_in* [...]“ (Münkler-Watch 3.7.15)
- Der „Streit *der Reformator_innen* Thomas Müntzer und Martin Luther im 16. Jahrhundert [...]“ (ebd. 8.7.15)
- „Eine Literaturliste, in der *gesellschaftlich als Frauen gelesene Personen* kaum vorkommen, dürfte jungen Akademikerinnen sehr deutlich die unterschwellige Botschaft ‚Du gehörst hier nicht her‘ [übermitteln ...] Unterstrichen wird dies [...] durch sexistische Altherrenwitze, zu denen *die männlich gelesenen Kommilitonen* mindestens grinsen.“ (ebd. 3.7.15)

Mr, Ms und Mx

An der Uni Würzburg stieß ich dann auf ein Plakat, das **gesellschaft - macht - geschlecht** - Aktionstage ankündigte.

In Freiburg las ich ein Interview mit einer Person namens „Lann Hornscheidt, Jahrgang 1965, von den Eltern einst Antje genannt. [Er/sie] versteht sich weder als Mann

noch als Frau und nennt sich deshalb Lann. *Linguistik* Hornscheidt ist *Professiks* für Gender Studies an der Humboldt-Universität Berlin.“ Lann sucht, Zitat, „nach neuen Wegen, aus einer *gewaltförmigen Sprache* herauszukommen. Wenn in der Grammatik steht, dass es nur weibliche und männliche Formen gibt, schließt das viele Menschen aus.“ Verbesserungsvorschlag: „Wir sprechen solche Menschen nicht länger als Professor oder als Professorin an. Wir könnten doch einfach Professx sagen. Es gibt keinen femininen oder maskulinen Artikel, *es heißt einfach Professx, und nicht der Professx oder die Professx*. Das erleichtert es, eine Sprache zu lernen.“ (Badische Zeitung, 20.7.15)

Eine Freiburger Uni-Zeitschrift (freisturz 6) konstatierte: „Mittlerweile sind selbst die Naturwissenschaften bei dem Punkt angekommen, dass *Gender ein Spektrum* ist.“

Passend zum Thema bekam ich Anfang Juli auch Folgendes zur Kenntnis:

„Lehrkraft darf Studenten nicht zum Gendern zwingen

[Ein] Verkehrswesenstudent hat durchgesetzt, dass er seine Prüfungs- und Seminararbeiten an der Technischen Universität Berlin nicht mit Binnen-Is, Sternchen oder Unterstrichen in Personenbezeichnungen versehen muss. Stein des Anstoßes waren die Richtlinien des Seminars ‚Einführung in das Verkehrswesen‘, in denen es hieß, eine ‚gendersensible Sprache‘ werde ‚in einer wissenschaftlichen Arbeit erwartet‘. [...] Lehrkräfte, die bei Nichtgendern mit Punktabzug drohen, gibt es nicht nur an der TU Berlin, sondern auch an der Berliner Humboldt-Universität, am Geschwister-Scholl-Institut der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität, an der Universität Hamburg, der Universität Salzburg, der Fachhochschule St. Pölten und der Fachhochschule des Berufsförderungsinstituts Wien.“ (telepolis 29.6.15)

Darüber merkte ich, dass das sog. „antidiskriminierende Sprachhandeln“ offenbar aus seiner Nische herausgetreten ist, in der ich es bislang noch vermutet hatte. Und die „Umfrage der Antidiskriminierungsstelle des Bundes“ vom Herbst 2015, von der ich hier auf den Seiten von AUSWEGE erfuhr, diente als weitere Bestätigung:

*„Bei der Bezeichnung von Personen wird ein Unterstrich (z.B. Kund_in) verwendet. [In einer anderen Schreibvariante steht statt Unterstrich auch ein sog. Asterisk: Kund*in, Student*in etc.] Dadurch sollen nicht nur Männer und Frauen angesprochen werden, sondern auch diejenigen, die sich in diesem Schema nicht wiederfinden können.“ (Interessanterweise fehlt dieser Passus in der Fassung „Deutsch – einfache Sprache für Menschen mit Lernschwierigkeiten“.)*

Zeitgleich zu dieser sprachlichen Neuorientierung einer veritablen Bundesbehörde hat das „Oxford English Dictionary“ im Juni 2015 zusätzlich zu den Titeln *Mr / Mrs / Ms* die Anrede *Mx* aufgenommen.

Ich sah mich also gehalten, meine verspürte Informations- und Bildungslücke zu schließen, ein wenig von bisher nicht gelesener Literatur durchzusehen – und meine Kritik an dieser Art von Sprachhandeln aufzuschreiben.

Das soll unter weitgehendem Verzicht auf Spott und Ironie erfolgen (obwohl Leute, die *Martin Luther als männlich gelesene Bildungsaufsteiger_in und Reformatx ohne Artikel* verstehen, durchaus Spaß vertragen sollten).

Ernster gefasst will ich vorausschicken, dass mich die Fragen, wie Leute ihre Partnerwahl treffen, wie sie ihre geschlechtliche Identität begreifen, wie sie mit ihren biologischen Voraussetzungen umgehen und was sie als Person daraus ideell, habituell, out-fit-mäßig oder medizinisch folgen lassen, im Grundsatz gar nichts angehen.

Foucault, Butler und die Macht an sich

Im eigentlichen Sinn ist mein Thema tatsächlich nur der *linguistic turn*, also die sprachskeptische Wende, wie sie in den letzten dreißig Jahren zunehmend zum akademischen Allgemeingut geworden ist und sich im Besonderen mit den Namen Michel Foucault und Judith Butler verbindet, deren poststrukturalistische Neologismen [Wortschöpfungen] inzwischen in die humanwissenschaftlichen Veröffentlichungen und Skripte der Profis wie der Studis Eingang gefunden haben. [Ich empfehle dem Leser, den Begriff *Poststrukturalismus* entweder selbst bei Wikipedia nachzuschlagen oder ihn einfach als einen der Namen zu nehmen, die laut Goethes Faust „Schall und Rauch“ sind.]

Eine Soziologin fasst in einem aktuellen Handbuch, das auch als akademischer Lernstoff gedacht ist, zusammen, worum es im Kern geht:

„Butler und Foucault [...] verbindet die Auffassung, dass Worte von der Macht durchdrungen sind und die Macht haben, Dinge wie den Körper aus der begrifflichen Substanz heraus zu fertigen. Denn performative Sprechakte setzen das, was sie (aus-)sagen, in Kraft. Worte [...] erzeugen das, was sie bezeichnen. [...] Die physische Wirksamkeit performativer Sprechakte beruht also auf dem Zitieren verfestigter Konventionen, was gewährleistet, dass Diskurse [...] machtförmig konstituierte und unterworfenen Subjekte produzieren. [...] Dieselbe Macht, die das Subjekt – sprachlich-diskursiv – begründet, ver-

ankert sich in der psychischen Topographie des Subjekts und bildet dort eine psychische Dimension der Macht [...]. Sie entzieht sich, als Spur des Sozialen im Subjekt, der freien Verfügbarkeit des Subjekts, aber auch der Gesellschaft“. (Hannelore Bublitz, in Kammler et al.: Foucault-Handbuch, Stuttgart 2014, S. 196 f.)

Stellen wir die Frage, wie Worte Körper verfertigen sollen, erst einmal zurück und nehmen nur den sprachkritischen Kerngedanken, wonach „Diskurse“ deswegen so heißen, weil sie das erzeugen, was sie bezeichnen. Zitierte Konventionen – Butler nennt sie „sedimentierte Geschichte“ – sollen dabei sprachlich mächtig werden und so etwas wie Untertanen erzeugen, die gegen ihre Unterwerfung nichts tun können, weder einzeln noch zusammen, wenn sie diese überhaupt bemerken. So funktioniert Macht schlechthin.

Es mag sein, dass ein derart leerer – und ein wenig an *Big Brother* erinnernder – Funktionszusammenhang, der hier behauptet wird, den Anforderungen soziologischen Denkens genügt, wenn es Modelle zu der Frage konstruiert, wie ‚die Gesellschaft‘ *sich* im Innersten zusammenhalten könnte. Außerhalb dieses Zirkels wüsste man aber schon gerne, ob ‚die Macht‘ mit dem Unterwerfen vielleicht auch so etwas wie einen Zweck verfolgt oder ein Interesse bedient und wie sich das in den ‚Konventionen‘ niederschlägt. Dann ließe sich womöglich auch erkennen, was sich der ‚Verfügbarkeit des Subjekts‘ entzieht und was nicht.

Ein weiterer Geisteswissenschaftler liest Foucault zutreffend so, dass immer nur erkannt werden könne, was die subjektlose ‚diskursive Formation‘ an Erkenntnis erlaube. Sich zumindest geistig darüber erheben zu können, sei eine – ebenfalls von der ‚Formation‘ erzeugte – „Subjektillusion“. Der Widerspruch allerdings, dass einer, der das weiß, schon nicht mehr durch diesen ‚Diskurs‘ gefangen sein kann, bleibt dabei besser unbemerkt; er würde diese Lesart nur stören:

Foucault möchte „zeigen, dass es die ‚diskursive Formation‘ einer jeweiligen Epoche ist – also ein Regelgeflecht historisch unterscheidbarer Aussagesysteme – die die Möglichkeitsbedingungen für ein Wissens-Subjekt abgibt. [...] Entsprechend ist es Foucault zufolge auch kein Erkenntnissubjekt, das die historisch auffindbaren Wissensgebiete zur Einheit einer Ordnung zusammenhält. Vielmehr formieren sich die Aussagesysteme um die Brennpunkte einer diffusen Macht und ihres Widerstands.“ (Ludwig A. Pongratz: Unterbrechung – Studien zur kritischen Bildungstheorie, Opladen, Berlin u. Toronto 2013, S. 116)

„Diffuse Macht“, die sich grundlos selbst erhält und die Handelnden zu ihren Gehilfen macht, das ist für diese Art zu denken schon der sehr präzise Begriff. Der referierte Meister selbst definiert ihn so:

„Die Macht ist nicht eine Institution, ist nicht eine Struktur, ist nicht eine Mächtigkeit bestimmter Mächtiger. Die Macht ist der Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt.“ (Foucault: Der Wille zum Wissen, Frankfurt/M. 1983, S. 114)

Wie gesagt, wer sich jenseits dieser diffusen Begriffe für die Frage interessiert, wie transatlantische Handelsabkommen getätigt, der Euro gerettet oder Flüchtlingsströme gesteuert werden (und vielleicht auch, wie das im Volk, in den Leitmedien oder in Vorlesungen ideologisch verhandelt wird), findet sich vom Poststrukturalismus schlecht bedient. Wer aber einem „Dispositiv“ als Schaltzentrale einer subjektlosen Macht – also einer etwas komplizierten Theorie der Anpassung – hinterherdenken will, weiß nach dem Lesen solcher Sätzen offenbar Bescheid:

„Was ich unter diesem Titel [des ‚Dispositivs‘] festzumachen versuche, ist [...] ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architektonische Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebenso wohl wie Ungesagtes umfasst. So weit die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann.“ (Foucault 1978, zitiert bei Pongratz, S. 120)

Architektur, Recht und Philosophie, ‚Gesagtes wie Ungesagtes‘ – lauter austausch- und beliebig erweiterbare Gestalten in einem ‚heterogenen Ensemble‘, die alle ein und dasselbe beinhalten oder bedeuten; solche Gedanken gehören heute unter dem Namen „Dispositiv“ zum humanwissenschaftlichen Standard.

Das Standesamt, der kleine Max und die Polizei

Das Totale, das dieser akademische Neusprech ‚der Macht‘ verleiht, kontrastiert in eigentümlicher Weise mit den konkreten Beispielen, die für ihr Wirken in den „performativen Sprechakten“ gegeben werden. Denn die Welt der Marktwirtschaft und ihrer staatlichen Betreuung ist eigentlich voll von Gegenständen, die auch einer sprachkritischen Fehldeutung zugänglich wären. Ausbildung als Selektion, Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Arbeitslose, Inländer und Ausländer, dritte und erste Welt, Konkur-

renz um sämtliche Lebensbedingungen – das ist für diese Theoriebildung zwar nicht exterritorial, aber so richtig gut scheint sie an anderen Beispielen zu gelingen.

Hören wir eines einer weiteren Soziologin, die darin Butlers Lesart von Foucault referiert:

„Das einschlägige Beispiel [...] ist die Trauung eines Brautpaares durch einen Standesbeamten. In dem Moment, in dem der Standesbeamte sagt ‚hiermit erkläre ich Euch zu Mann und Frau‘ ist aus zwei Menschen ein Ehepaar geworden. Das Wort ist in diesem Fall die Tat. In der (diskursiv gerahmten) Semantik des Standesbeamten haben dabei zudem die beiden verheirateten Menschen zu ihrer geschlechtlichen Eigentlichkeit gefunden, sie sind ‚Mann‘ und ‚Frau‘. [...] Damit die ausgesprochene Handlung auch vollzogen wird, muss aber der entsprechende Sprechakt legitim sein. [...] Eine Apothekerin könnte das gegenüber einem Kundenpärchen in ihrer Apotheke eben nicht. [...] Performativ sind Sprechakte also nur dann, wenn sie Bestandteil legitimer sozialer Konventionen sind. Das meint Butler mit ‚kondensierte(r) Geschichtlichkeit einer illokutionären Äußerung‘.“ (Paula-Irene Villa: Judith Butler, Frankfurt u. New York 2012, S. 26 f.)

Dass die Ehepartner durch die Semantik des Standesbeamten zu ihrer „geschlechtlichen Eigentlichkeit“ finden, die heutzutage bereits vorehelich beginnt, ist argumentativ eingeschmuggelt, weil die Autorin auf die *Sprache-macht-Geschlecht*-Theorie von Judith Butler hinauswill, was aber auch noch außen vor bleiben kann. Hier anzumerken ist allerdings, dass man dieser Art zu ‚argumentieren‘ eigentlich nur assoziativ folgen kann: „Mann und Frau“ meint zwar den Ehestand, kann aber, wenn man sich dumm stellt, dem Wortlaut nach auch geschlechtsanweisend gelesen werden.

Auffällig ist weiter die offensichtliche Selbstwiderlegung der *Wort-gleich-Tat*-These. Denn stünde hinter der „illokutionären [lat. für sprachlich] Äußerung“ im Standesamt nicht das Familienrecht des BGB und die Gerichtsbarkeit bei Verletzung desselben, dann könnte man auch in der Apotheke oder auf hoher See heiraten.

Fragen, die sich anschließen, wären solche nach den Gründen, die den Staat zur Verrechtlichung der Liebesbeziehungen veranlassen, vielleicht auch danach, warum er dieses Recht im Fall von Gleichgeschlechtlichkeit anders gestaltet (hat). Dann käme man, wenn man wollte, auch darauf zu sprechen, welche herrschenden Interessen in der bürgerlichen Ehe ‚historisch kondensiert‘ sind. Dass dabei auch ein „performativer Sprechakt“ im Spiel ist, bliebe eine selbstredende Nebensächlichkeit. Gerade *darin* aber entdeckt die Autorin das Wesentliche und die eigentliche Macht.

Ein weiteres Beispiel:

„Wird ein Baby geboren lautet eine der ersten Fragen: ‚Was ist es?‘ Es wird erst zu einem ‚Ich‘ durch die Zuweisung des Titels ‚Mädchen‘ oder ‚Junge‘ und durch einen entsprechenden Eigennamen. Diese Zuweisung ist die Bedingung der Möglichkeit seiner oder ihrer sozialen Lebensfähigkeit, seines oder ihres Subjektstatus. Bevor sich eine konkrete Person überhaupt fragen kann, wer sie ist und sein möchte, ist diese Person schon längst als Subjekt adressiert, z.B. als ein Mädchen. Analog verhält es sich Butler zufolge mit heterosexuellen Subjekten.“ (ebd. S. 49)

Das mit den „heterosexuellen Subjekten“ ist wieder eine gemogelte Analogie – genau nur eine weitere Assoziation –, da der kleine Max als Baby zwar tatsächlich noch nicht weiß, dass er so heißt. Wenn sich aber „das Leben der Gattung in ihm zu regen beginnt“ (Hegel), fängt er auch an zu fragen, was ihm in dieser Hinsicht recht wäre. Sexualität wird nun mal nicht ‚zugewiesen‘ und zeigt sich auch änderungsfähig – wie übrigens der Name auch (s.o. Lann statt Antje).

Bezeichnend auch hier, was unter Macht verstanden wird. Dass ein Kind einen Namen kriegt, den es sich selbst (noch) nicht geben könnte, scheint ein Vorgang sein, der durch die Erweiterung der Stammwörter *Knecht* und *Joch* adäquat zu beschreiben ist:

„Den individuellen psychischen Anteil an Subjektivationsprozessen, die mittels Anrufung geschehen, nennt Butler in Anlehnung an Hegel, Nietzsche und Althusser ‚Umwendung‘. [...] Der Passant, der vom Polizisten angesprochen wird, wendet sich tatsächlich um, nimmt dadurch den ausgerufenen Namen an und erkennt sich selbst über den ‚Umweg‘ der Aneignung eines durch einen Anderen verliehenen Titels. [...] Gleichzeitig ist die Umwendung ein Vorgang der Selbstunterjochung und ‚Selbstknechtung‘. Dies deshalb, weil – wie gezeigt – die Annahme eines Namens, also einer Identität, das Subjekt mit einer Macht verstrickt.“ (ebd. S. 50)

Die Autorin nennt ihr Beispiel mit dem Polizisten „plastisch“, weil es über den Fall hinaus für mehr, nämlich für „Subjektivationsprozesse“ schlechthin stehen soll, die nach dem Schema von ‚Anrufung‘ und ‚Umwendung‘ verlaufen. Um das mitzumachen muss man ihrer Argumentation aber nachsehen, dass der Ordnungshüter eher „Ausweis!“ oder „Hiergeblieben!“ ruft als den Namen des Passanten.

Nicht so großzügig sollte man allerdings in einer weiteren Hinsicht verfahren, die auch für andere der zitierten poststrukturalistischen Theoreme gilt: *Man denkt sich besser nicht die eigene Gesellschaftskritik, so vorhanden, in sie hinein oder versucht sie herauszuhören:*

Natürlich lässt sich auch bei „architekturellen Einrichtungen“ (sagen wir Versailles oder Reichsparteitagsgelände) und „moralischen Lehrsätzen“ (z.B. dem kategorischen Imperativ) ihr Zusammenhang zu einer bestimmten ‚gesellschaftlichen Formation‘ ergründen – aber nicht als „Dispositiv“. Natürlich verpassen Staaten ihren Bürgern nationale Identitäten, die diese sich wie eine Natureigenschaft einleuchten lassen und so einen gesellschaftlichen Zwang verinnerlichen – nur nicht als „Umwendung“. Natürlich werden Mädchen noch immer ‚weiblich‘ erzogen und Homosexuelle diskriminiert; dazu gibt es sogar eine patriarchalische Vorgeschichte – wofür „Subjektivationsprozess“ die Scheinerklärung ist. Denn das alles will erst einmal genau studiert sein, und das ist die entgegengesetzte Anstrengung zu dem, was da in leeren Abstraktionen vorgetragen, assoziativ verknüpft und mit ‚plastischen‘ Beispielen bebildert wird.

Kant, Hegel und der Baum an sich

Betrachten wir hierzu einen linguistischen Winkelzug eigener Art:

„Selbstverständlich gibt es realiter so etwas wie Bäume.“ Man würde dem fast zustimmen, wenn man nicht ahnte, dass vier Zeilen später so ungefähr das Gegenteil davon bewiesen sein soll:

„Aber ‚Baum‘ ist eine sprachliche Kategorie, ein sprachlicher Zugang zu einer Materie, von der wir nicht wissen können, wie sie ‚eigentlich‘ ist. Denn unser Zugang zur Welt, zu jedweder Materie, ist immer ein sprachlicher. Zudem sind die verwendeten Kategorien – also ‚Baum‘ oder ‚weiblicher Körper‘ – kein objektives Abbild der außersprachlichen Wirklichkeit, sondern immer auch Konstruktionsleistungen. Denn wir sind es, die Bäume und Sträucher von den Gräsern unterscheiden. In diesem Sinne erschaffen wir auch die Bäume, denn wir selbst sind es, die die Kategorie ‚Baum‘ definieren. Das gilt auch für den Körper.“ (ebd. S. 88)

Es könnte also sein, dass wir die Bäume erschaffen, indem wir zu einem Ding Baum sagen, das ‚objektiv‘ gar kein Baum ist. Was das Ding an sich ‚eigentlich‘ ist, können wir aber auch nicht wissen, weil wir zu dem Ding keinen direkten Zugang haben. Und damit aus dem Baum ein Schuh wird, assoziiert die Professorin gleich weiter: „Das gilt auch für den Körper.“ Auch der ist ja eine „Konstruktionsleistung“.

Mir ist bewusst, dass dieses Beispiel akademischer Sprachkritik leider nicht dem volkstümlichen Verdikt verfällt, es sehe vor lauter Wald die Bäume nicht, und sich auch nicht dadurch widerlegt sieht, dass man sehr wohl direkt an einen Baum laufen kann. Eher findet solcher Skeptizismus Zustimmung, weil er die verbreitete Überzeu-

gung bedient, dass Sprache eine subjektive Angelegenheit sei und jedem Wort verschiedene Bedeutungen beigelegt werden könnten. Dazu gleich mehr.

Auch ist offensichtlich, dass hier die Unerkennbarkeit des kantschen *Dings an sich* noch immer als Gedankenfigur in Gebrauch ist, die im Original so heißt:

„Wir haben also sagen wollen, dass alle unsere Anschauung nichts als die Vorstellung von Erscheinung sei, dass die Dinge, die wir anschauen, nicht das an sich selbst sind [...], als sie uns erscheinen.“ (Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft, §8).

Wobei zu sagen ist, dass Kant die Objektivität der Dinge schon noch unterstellt und sie nicht wie die Autorin in den logisch unhaltbaren Schwebestand versetzt, „realiter“, aber „auch [als] Konstruktionsleistungen“ zu existieren.

Es ist angesichts dieser modern gebliebenen Denkweise vielleicht ganz hilfreich, an die älteren Einsichten eines bürgerlichen Wissenschaftlers zu erinnern, von dem das Eingangszitat stammt (und den die von Frau Villa kreativ referierte Ms Butler mit großer Sicherheit sogar auf Deutsch gelesen hat).

Hegels Widerlegung des *Dings an sich* lautet so:

„Es ist darum die größte Inkonsequenz, einerseits zuzugeben, dass der Verstand nur Erscheinungen erkennt, und andererseits dies Erkennen als etwas Absolutes zu behaupten, indem man sagt, das Erkennen könne nicht weiter, dies sei die natürliche, absolute Schranke des menschlichen Wissens. Die natürlichen Dinge sind beschränkt [...], insofern sie nichts von ihrer allgemeinen Schranke wissen [...] Als Schranke, Mangel wird etwas nur gewusst, ja empfunden, indem man zugleich darüber hinaus ist.“ (G.W.F. Hegel: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, §60)

Oder kurzgefasst: Wer seinem Verstand zutraut, dass er in Sachen Grenzen des Erkennens eine Wahrheit erkannt habe, braucht ihm auch nicht zu misstrauen, wenn es um andere Dinge geht.

Und wo sich der jüngere Kant in Fragen der Naturerkenntnis zu einer geradezu religiösen Demut bekennt –

„Es ist gewiss kein den Sinnen bekannter Gegenstand der Natur, von dem man sagen könnte, man habe ihn durch Beobachtung oder Vernunft jemals erschöpft [...], so unermesslich ist die Mannigfaltigkeit desjenigen, was die Natur [...] einem so eingeschränkten Verstande, wie der menschliche ist, zur Auflösung darbietet.“ (Kant: Vorkritische Schriften, Frankfurt 1981)

– da zeigt sich der ältere Engels ganz zuversichtlich:

„Die schlagendste Widerlegung dieser wie aller andern philosophischen Schrullen ist die Praxis, nämlich das Experiment und die Industrie. Wenn wir die Richtigkeit unsrer Auffassung eines Naturvorgangs beweisen können, indem wir ihn selbst machen, ihn aus seinen Bedingungen erzeugen, ihn oben drein unsern Zwecken dienstbar werden lassen, so ist es mit dem Kantschen unfassbaren ‚Ding an sich‘ zu Ende.“ (Friedrich Engels: Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie, MEW 21)

Löwe und Baum

Kommen wir jetzt also zum Eingangszitat in seinem Kontext und prüfen wir, wie der alte Hegel (und nicht nur er) den Begriff der Sprache bestimmt hat:

„Der Name [hier synonym mit Wort] ist so die Sache, wie sie im Reiche der Vorstellung vorhanden ist und Gültigkeit hat. Das [...] Gedächtnis hat und erkennt im Namen die Sache und mit der Sache den Namen, ohne Anschauung und Bild. [...] Bei dem Namen Löwe bedürfen wir weder der Anschauung eines solchen Tieres noch auch selbst des Bildes, sondern der Name, indem wir ihn verstehen, ist die bildlose einfache Vorstellung. Es ist in Namen, dass wir denken.“ (Enzyklopädie §462)

(Bei Ferdinand de Saussure heißt dieser Gedanke in den „Grundfragen der Sprachwissenschaft“ von 1916 im ersten Paragraphen auf Deutsch kurz so: „Das sprachliche Zeichen vereinigt in sich nicht einen Namen und eine Sache, sondern eine Vorstellung und ein Lautbild.“ Denn ein Ding kann ja nur als ‚Sache im Reich der Vorstellung‘ in den Kopf gehen.)

„Unser Zugang zur Welt [...] ist immer ein sprachlicher“ (Villa, s.o.) – den Satz hätte Hegel mehr oder weniger unterschrieben. Die Soziologin will damit allerdings den prinzipiellen *Mangel* der Sprache belegen, auf dem ihr eigenen Weg nicht an die ‚Objektivität‘ der Dinge heranzukommen, und versteigt sich darüber zur Schlussfolgerung: „Alle Dinge sind immer schon Interpretationen.“ (Villa, a.a.O. S. 40) Ihre Dinge laufen also zweifach durch die Welt und finden nie zusammen: als ‚Bäume, Sträucher und Gräser‘ und als das, was wir dafür halten. Hegel würde diese Trennung absurd finden:

„Wir wissen von unseren Gedanken nur dann, haben nur dann bestimmte, wirkliche Gedanken, wenn wir ihnen die Form der Gegenständlichkeit, des

Unterschiedenseins von unserer Innerlichkeit, also die Gestalt der Äußerlichkeit geben, und zwar einer solchen Äußerlichkeit, die zugleich das Gepräge der höchsten Innerlichkeit trägt. Ein so innerliches Äußerliches ist allein der artikulierte Ton, das Wort. Ohne Worte denken zu wollen [...] erscheint daher als eine Unvernunft [...] Es ist aber auch lächerlich, das Gebundensein des Gedankens an das Wort für einen Mangel des ersteren und für ein Unglück anzusehen [...]. Das Wort gibt demnach den Gedanken ihr würdigstes und wahrhaftestes Dasein.“ (a.a.O. §462)

In der Tat ist es absurd zu mutmaßen, jemand könnte *Löwe* sagen und vielleicht *Baum* damit meinen. Bei Kindern oder Sprachenlernern mögen Verwechslungen dieser Art vorkommen, aber die lassen sich gerade deshalb dauerhaft korrigieren, weil das Wort mit der bezeichneten Sache identisch ist.

Auch bei Mehrfachbedeutungen eines Wortes (zur Zeit von Helmut Kohl hatte *Birne* mindestens vier Lesarten) stiftet der Bezug zum ursprünglichen Zusammenhang die nötige Klarheit.

In der „Form der Gegenständlichkeit“ sind Namen „für sich sinnlose Äußerlichkeiten“ (§459). Das Zustandekommen ihrer gesprochenen und dann auch geschriebenen Gestalt beruht daher im Prinzip auf Willkür (die bei de Saussure „Arbitrarität“ heißt).

„Beim Zeichen [der sinnlichen Gestalt des Worts] als solchem geht der eigene Inhalt der Anschauung und der, dessen Zeichen sie ist, einander nichts an.“ (§458) Das Sprachzeichen, sei es Lautbild, Schriftbild oder Symbol, kann einen ganz anderen Inhalt bezeichnen, als den es für sich hat. Das ist kein Mangel, sondern darin liegt seine Leistung: Das Wort tut seinen Dienst am besten *„als ein Sein [das] für sich nichts zu denken gibt, nur die Bestimmung hat, die einfache Vorstellung als solche zu bedeuten und sinnlich vorzustellen“ (§459).*

In diesem Sinne könnte man vereinbaren (und vollzöge das, was in Ergänzung der Arbitrarität als Konvention bezeichnet wird), nun doch *Löwe* zu sagen und *Baum* zu meinen. Der Verstand hätte einer Vorstellung eine neue Gestalt, der Bedeutung ein anderes Wort (bei de Saussure dem „signifié“ einen anderen „signifiant“) gegeben – ohne im Ergebnis ihre Einheit aufzuheben. Das hätte Folgewirkungen (*Tannenlöwe*, *Baumzahn*, neue *false friends* in den Fremdsprachen). Kinder und Sprachenlerner wären natürlich zunächst besonders irritiert, aber ihre Intelligenz könnte auch diese Hürde meistern:

„Das Zeichen muss für etwas Großes erklärt werden. Wenn die Intelligenz etwas bezeichnet hat, so ist sie mit dem Inhalte der Anschauung fertig geworden und hat dem sinnlichen Stoff eine ihm fremde Bedeutung zur Seele gege-

ben. So bedeutet zum Beispiel eine Kokarde oder eine Flagge oder ein Grabstein etwas ganz anderes als dasjenige, was sie unmittelbar anzeigen. Die hier hervortretende Willkürlichkeit der Verbindung des sinnlichen Stoffes mit einer allgemeinen Vorstellung hat zur notwendigen Folge, dass man die Bedeutung der Zeichen erst lernen muss. Dies gilt namentlich von den Sprachzeichen.“ (§457)

Man erblickt Schwarzrotgold oder die Trikolore, und unter der Voraussetzung, dass man die Bedeutung gelernt hat – sonst sieht man wirklich nur die Farben –, erkennt man die ‚Seele‘ des flatternden Stoffs.

Umgekehrt lässt sich die Wortfolge *Der Onk hat das Tusterilat verbezeridiert* vielleicht grammatisch entschlüsseln (Subjekt ist *Onk*, Tempus ist Perfekt), aber sicher nicht semantisch. (Es sei denn der *Onk* etabliert sich wie eben erst der *Smombie*, Jugendwort 2015 aus Smartphone + Zombie, als Neologismus.)

Das Sprachzeichen *Hexenschuss* beschreibt daher medizinisch noch immer passend einen Schmerz, obwohl inzwischen bekannt ist, dass er gar nicht von Hexen verursacht wird.

Hieroglyphen und die Alexander von Humboldt

Hegel macht noch einen Unterschied zwischen Symbol und Zeichen, der ebenfalls dem Verständnis des Bisherigen helfen kann:

„Das Zeichen [hier im Sinn von Lautschrift] ist vom Symbol [als Bilderschrift] verschieden, einer Anschauung, deren eigene Bestimmtheit ihrem Wesen und Begriffen nach mehr oder weniger der Inhalt ist, den sie als Symbol ausdrückt [...] Als bezeichnend beweist daher die Intelligenz eine freiere Willkür und Herrschaft im Gebrauch der Anschauung denn als symbolisierend.“ (§458)

„Näher bezeichnet die Hieroglyphenschrift [zu der Hegel die chinesischen Schriftzeichen zählt] die Vorstellungen durch räumliche Figuren, die Buchstabenchrift hingegen Töne, welche selbst schon Zeichen sind. Diese besteht daher aus Zeichen der Zeichen, und so, dass sie die konkreten Zeichen der Ton-sprache, die Worte, in ihre einfachen Elemente auflöst und diese Elemente bezeichnet.“ (§459)

Betrachten wir dazu diese ‚Hieroglyphen‘ (es handelt sich um elementare, daher einfache Zeichen):

人 *ren* (Mensch) 中 *zhong* (Mitte) 山 *shan* (Berg) 木 *mu* (Baum) 林 *lin* (Wald)

Dem Menschen sieht man den Zweibeiner noch unmittelbar an. Man versteht auch näher, warum sich China selbst *Zhongguo* nennt. Die interessante Pluralbildung kommt aber auch in Sprachen mit Buchstabenschrift vor: *orang-orang* steht in Malaysia und Indonesien für *Leute* oder *anak-anak* für *Kinder*. Auch lautmalerische Wörter, Hegel nennt *rauschen*, *sausen*, *knarren*, zeigen sich noch beeinflusst durch den Inhalt, den sie symbolisierend ausdrücken.

Hegel bemerkt außerdem, dass die Geübtheit im Lesen die Lautschrift „für uns zur Hieroglyphenschrift [macht], so dass wir beim Gebrauche derselben die Vermittlung der Töne nicht im Bewusstsein vor uns zu haben bedürfen“ (§459). (Illiterate Menschen ‚lesen‘ ebenfalls ‚hieroglyphisch‘.)

Umgekehrt kann auch das Chinesische zur Wiedergabe von Fremdwörtern laut-schriftliche Züge annehmen: Die Kombination der Zeichen *gu* für „altertümlich“ und *ba* für „Kruste“ lautiert den Ländernamen „Kuba“; aus *bo* (Welle) und *lan* (Orchidee) entsteht „Polen“. Bei „Weihnachten“ allerdings wird nicht lautgemalt, hier kombinieren sich die Zeichen für „heilig“, „Geburtstag“ und „Fest“.

Lauter Leistungen der Intelligenz, die „ihren selbständigen Vorstellungen ein bestimmtes Dasein aus sich gibt“ (§459).

Meine nächste Bemerkung dazu, warum die im *linguistic turn* vollzogene Trennung des Worts von der bezeichneten Sache, ein Fehler ist, führt uns wieder näher an die *Gender_Gaps* und *Inter*Sterne* heran.

Die eingangs zitierte Suche „nach neuen Wegen, aus einer gewaltförmigen Sprache herauszukommen“ (Professx Hornscheidt), die Bemühungen um *Gender-Mainstreaming*, der sprachwissenschaftliche Skeptizismus, die (noch zu besprechende) Theorie, Geschlecht und Körper seien ‚Konstrukte‘ – sie alle benutzen dasselbe Aggregat aus Willkür und Übereinkunft, das ich für meine Gegenargumente auch verwende. Sie verlassen sich also wie ich, obwohl sie dem widersprechen, auf die eben dargestellte Einheit von Wort und Bedeutung. Ohne sie wäre jede Diskussion eine babylonische Sprachverwirrung.

Natürlich bedienen sich auch die Chauvinisten, Sexisten, Rassisten oder Ableisten (Neologismus aus engl. *able* für Behindertenfeinde) der gleichen Sprache, um ihre

Zwecke voranzubringen. Aber hier gilt analog, was Hegel zum Gebrauch der Sprache für falsche Theorien sagt:

„Allerdings kann man sich auch, ohne die Sache zu erfassen, mit Worten herumschlagen. Dies ist aber nicht die Schuld des Wortes, sondern die eines mangelhaften, unbestimmten gehaltlosen Denkens.“ (§462)

Man kann sogar mit Worten und Zeichen umherschlagen und sich dafür eigens welche schaffen oder ausersehen: *Nigger, Scheinasylant, Emanze* u.Ä. Aber auch hier liegt die Urhebererschaft für das Gewaltpotential nicht bei der Sprache.

Wenn die ‚freie Willkür‘ der Sprachentwicklung auch ein paar Elemente aus einer patriarchalischen Vergangenheit aufbewahrt hat (*Vaterland, Muttersprache*, weitere s.u.), aus ihnen resultieren also die Schäden und Gemeinheiten nicht, mit denen viele Frauen und Minderheiten auch in der Gegenwart noch konfrontiert sind.

Das lässt sich auch den Besonderheiten entnehmen, die sich in verschiedenen Sprachen z.B. zum Genus der Nomen und seiner Übereinstimmung mit den Pronomen eingestellt haben:

Mit dem Slogan *Man nehme Dr. Oetker* wandte sich die einschlägige Werbung ziemlich ausschließlich an Frauen. *Die Alexander von Humboldt* ist als Schiff weiblich, im Englischen ebenso.

Dort kann die *nurse* auch männlich und der *teacher* auch weiblich sein. Die *mankind* umfasst ebenfalls beide Geschlechter und nennt generisch eines davon, wie es auf Deutsch auch bei der Funktionsangabe *Studenten* oder *Kollegen* der Fall ist.

Wer auf Englisch Mann *und* Frau berücksichtigen will und deshalb von *humankind* spricht, löst das Problem nur vordergründig: *human* kommt von lat. *homo* und zieht sich auch durch die romanischen Sprachen.

Wo im Deutschen der Sohn bzw. das Mädchen *seine Mutter*, die Tochter aber *ihre Mutter* mag, mögen in Frankreich alle drei *sa mère*. Menschenrechte heißen dort allerdings *droits de l'homme*.

Wie *Mädchen* sind *Männlein* und *Schneewittchen* Nomen im Neutrum, führen also mit den zugehörigen Pronomen zu Sätzen wie: *Schneewittchen traf ein Männlein*, das ihm *zu essen gab*. Es heißt *die Mannschaft*, aber *das Weib*; ein Phänomen, welches im Englischen mit seinem Einheitsartikel nicht auftritt.

Das Türkische schließlich kennt gar keine grammatischen Geschlechter - obwohl das Patriarchat im zugehörigen Land noch einigermaßen intakt ist.

„Frau“ und Mann

Wenn in dieser Grundsatzfrage Einigkeit mit den Verfechter_innen eine „gendersensiblen Sprache“ herr*schen würde, könnte *mensch* meinetwegen auch *frau* sagen und *man* meinen.

Nicht gelingen dürfte das allerdings bei einer Position, die mit den Nomen und Pronomen ein spezielles Problem hat:

„Streng genommen kann man [one im englischen Original] nicht sagen, dass die ‚Frau‘ existiert.“ (Monique Wittig, als Buchmotto zitiert bei Butler: Gender Trouble, New York u. London 1990)

Diese starke Hypothese versteht sich natürlich nicht auf Anhieb und stützt sich auf folgende Argumentation:

„Es gibt keinen Grund, die menschlichen Körper in das männliche und das weibliche Geschlecht aufzuteilen; außer diese Aufteilung passt zu den ökonomischen Bedürfnissen der Heterosexualität und verleiht der Institution der Heterosexualität einen naturalistischen Glanz. [...] Die Kategorie ‚Geschlecht‘ [ist] selbst bereits eine kulturell generierte Geschlechterkategorie, die vollständig politisch besetzt, und obgleich naturalisiert, nicht natürlich ist. [...] Sie] steht [...] für eine Sprache, die die Wahrnehmung formt, indem sie das Beziehungsgeflecht prägt, durch das die physikalischen Körper wahrgenommen werden. [...] Daher ist die Kategorie ‚Geschlecht‘ eine Benennung, die versklavt.“ (Wittig referiert von Butler, ebd. S. 151 ff.; dt. im Internet)

Ich spare mir die erneute Kritik an der These, dass es die Sprache sei, die mit der Kategorie ‚Geschlecht‘ auch gleich die Sache selbst erzeuge und anschließend versklave; das könnte sie nicht mal, wenn sie es wollte. Der Grund, mich näher mit solchen Thesen zu beschäftigen, besteht überdies nur darin, dass diese und ähnliche Ansichten – siehe den Anfang meines Aufsatzes – ihr Nischendasein verlassen haben und zumindest im universitären Alltag herumschwirren. Dabei bin ich mir zudem unsicher, ob die Vertreter dieser Thesen sie selbst so richtig glauben. Wahrscheinlich halten sie sie für poststrukturalistische ‚Deutungsmodelle‘, im Anschluss an den durch Butler gelesenen Foucault‘.

Dass die Menschen sich biologisch in aller Regel in männliche und weibliche Körper aufteilen, behaupte ich hier einfach mal ohne weitere Begründung, weiß aber, dass es in dieser Aufteilung auch Ausnahmen gibt, die z.B. den Deutschen Ethikrat auf den Plan riefen.

Bis 2013 konnte nämlich in Deutschland in das Geburtsregister nur *männlich* oder *weiblich* eingetragen werden. Dieser Zwang zur Festlegung des Geschlechts ist seit dem 1.11.2013 per Gesetz relativiert:

„Kann das Kind weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht zugeordnet werden, so ist der Personenstandsfall ohne eine solche Angabe in das Geburtenregister einzutragen.“ (Wikipedia)

Neben solchen ebenfalls in der Biologie begründeten Phänomenen gibt es sicher noch ein Spektrum von Zuordnungen, die keinen biologischen, sondern einen ‚gesellschaftlichen‘ Hintergrund aufweisen, in die ich mich aber, wie eingangs erwähnt, nicht weiter einmischen will.

Was mich näher interessierte, war der von Butler und Wittig angegebene *Grund* der für sie falschen oder unnötigen Zuordnung der Menschen zu einem Geschlecht, nämlich die „ökonomischen Bedürfnisse der Heterosexualität“, denen „*naturalistischer Glanz*“ verliehen wird.

Meine weitere Lektüre in dieser Hinsicht – und kundigere Leserinnen und Leser mögen mich korrigieren – ergab allerdings, dass der ‚ökonomische Grund der Heterosexualität‘ mit der Vokabel *ökonomisch* fast schon hinreichend beschrieben zu sein scheint. Ein Auftakt zu einer Befassung mit der bürgerlichen Familie, dem Erbrecht, der Frauenerwerbsarbeit oder meinetwegen auch mit historischen Vorformen solcher Institutionen ist das hinten und vorne nicht. Und auch hier möchte ich wie schon oben dazu auffordern, nicht eigene Vorstellungen in die getroffenen Aussagen hineinzulesen. Es steht außer Zweifel, dass in der bürgerlichen Welt gesellschaftliche Charaktere von ‚Frauen‘ und ‚Männern‘ herumlaufen, die zu ihr passen. Der Satz, das ‚Geschlecht‘ sei eine kulturell generierte Kategorie und nicht natürlich, will auf etwas anderes hinaus.

‚Ökonomisch‘ steht hier bestenfalls für das recht hilflose Dementi, es sei die ‚Natur des Mannes‘, die das andere Geschlecht generiert und versklavt. Denn wenn die Männer die Frauen erschaffen, wer erschafft dann die Männer? Das Problem, nicht auf umgekehrte Art rassistisch oder sexistisch zu erscheinen, teilt Butler mit Simone de Beauvoir:

„Diese asymmetrischen Positionen lassen sich nicht aus der ‚Natur‘ von Männern und Frauen ableiten, weil eine solche ‚Natur‘, wie bereits Beauvoir feststellte, nicht existiert:

‚Wir müssen begreifen, dass Männer nicht mit einem Vermögen für das Universelle zur Welt kommen [...] Das Universale wurde und wird immer noch, jeden Augenblick, von den Männern beschlagnahmt. Dies geschieht nicht ein-

fach, sondern muss getan werden. Es ist ein Akt, ein krimineller Akt, den eine Klasse gegen eine andere verübt.“ (Beauvoir zitiert bei Butler, a.a.O.)

Class struggle und Bodies that matter

Auch Wittig bemüht die Kategorie des *Klassenkampfes* –

“The class struggle is precisely that which resolves [löst] the contradictions between two opposed classes [...] The class struggle between women and men, which should be undertaken by all woman, is that which resolves the contradiction between the sexes, abolishing them at the same time.” (The Category of Sex, 1972, neu 1992, Quelle im Internet)

– und legt dem sogar die Kategorie der *Ausbeutung* zugrunde:

“Reproduction is essentially that work, that production by women, through which the appropriation [Aneignung] of men by all the work of women proceeds. One must include here [...] the raising of children and domestic chores [Hausarbeit]. This appropriation of the work of women is effected in the same way as the appropriation of the work of the working class by the ruling class.” (ebd.)

Lassen wir also die Beteiligten dieses Klassenkampfes der Geschlechter mal antreten:

Die alleinerziehende Hartz-IV-Empfängerin und die Fachverkäuferin bei Schlecker, jetzt Lidl, Seit' an Seit' mit der Soziologieprofessorin und ihrer Kinderfrau sowie den Aufsichtsrätinnen, die dank Frauenquote dem Kapitalismus inzwischen ein weiblicheres Antlitz verleihen, beschirmt durch eine langjährige Kanzlerinnenschaft und seit 2013 auch durch eine echte SoldatInnenministerin –, im Kampf gegen die Mindestlöhner mit und ohne Migrationshintergrund und ihre androzentrischen Kumpane vom VW-Vorstand und der Deutschen Bank, die gemeinsam mit ihren politischen Paten die heterosexuelle Vorherrschaft verteidigen, – soll das mit „struggle undertaken by all women“ gemeint sein?

Worin soll dann die behauptete Identität *der* Frauen (oder Männer) über alle sozialen und politischen Unterschiede und Gegensätze hinweg wohl liegen, wenn nicht in einer gemeinsamen ‚Natur‘ – auch wenn dies begriffslos bestritten wird?

Und offenbar ist auch die Wahl der Waffen dem Charakter dieses Kampfes angemessen. “To subvert [untergraben] the discourse of power on the literary front, Monique Wittig transgresses [...] also gender in language”:

In ihren Romanen “the narrative voice identifies itself only by the indefinite [French] pronoun *on*.” (Namaskar Shaktini, Hg.: *On Monique Wittig*, 2005) Außerdem „she seeks to eliminate any he-they (*il-ils*) conjunctions, indeed any ‘he’ (*il*), and to offer *elle* as standing for the general, the universal.” (Butler, a.a.O. S. 163)

Darauf haben die Krankenschwestern, Bürokauffrauen und Haushaltshilfen lange warten müssen.

Es hilft also nichts, den Wortschatz des alten Marx zu missbrauchen, um sich von der ehemals mit der Arbeiterbewegung verbundenen *Frauenfrage* weg- und zu *Gender Studies* u.Ä. hinzuhangeln, in denen dieser Ausgangspunkt inzwischen zur Unkenntlichkeit verphilosophiert oder verpsychologisiert ist. Um bei Gedankengängen folgenden Kalibers zu landen, taugen die vollendeten Wendungen des *linguistic turn* weit besser:

Die „*sprachliche Bezugnahme auf den Körper [... ist] immer schon eine Erzeugung des Gegenstandes, auf den sie sich bezieht. Wenn ich etwa sage, ein Körper sei groß, krank, dunkel oder schlank, so beschreibe ich damit nicht natürliche Tatsachen, sondern ‚konstruiere‘ bestimmte Qualitäten eines Körpers, die ihrerseits sedimentierte Geschichte sind. [...] Wenn diese Bezugnahmen systematisch und über Jahrzehnte von wissenschaftlichen Diskursen vollzogen werden, [...] dann werden diese Bezugnahmen körperlich effektiv.*“ (Villa für Butler, a.a.O. S. 89)

Verstehe, wer das will: Erst soll die Aussage, „ein Körper sei groß, krank, dunkel oder schlank“, nichts Natürliches beschreiben, sondern etwas ‚konstruieren‘. Dann aber, nach 30 Jahren, soll diese Konstruktion „körperlich effektiv“, also doch wohl zu einer „natürlichen Tatsache“ geworden sein.

Jedenfalls ist dies, wenn überhaupt, die poststrukturalistische Theorie zum Körperkult moderner bürgerlicher Individuen (*Bodies that matter* heißt das entsprechende Buch von Butler, *Körper von Gewicht*, erschienen auf Deutsch 1995). Wo diese die Konkurrenz um ihre Lebensbedingungen so weit verinnerlicht haben, dass sie sich mit den Eigenschaften von Siegern auszustatten suchen – und sich die Powerfrauen, Muskelmänner und andere Protze hierin durchaus gleichen –, es ist halt wieder ein ‚Diskurs‘, der ihre Pobacken, *Sixpacks* und die zugehörigen inneren Werte ‚konstruiert‘.

★ ★ ★

Machen wir Schluss:

Die demokratisch verfasste Marktwirtschaft hat nach dem ersten Weltkrieg und dann nach 1945 ein paar Konfrontation bereinigt, durch die sie bei Teilen ihrer Bevölkerung die politische oder gesellschaftliche Teilhabe eingeschränkt, private Verhaltensweisen sanktioniert und damit Streitfälle eröffnet hat, die vom Standpunkt des später erreichten öffentlichen Friedens als unnötig und daher verfehlt erschienen. In die Beförderung dieser staatlichen Lernprozesse waren stets auch publizistische Anwälte und akademische Interpreten der jeweiligen Sache involviert.

Nach den Leistungen der Arbeiterbewegung Ende des 19. Jahrhunderts hat sich zunächst die Frauenbewegung weiter um diesen Vorgang verdient gemacht. Als die Frauen dann gleichberechtigt aktiv und passiv wählen durften und die geforderte gesellschaftliche Anerkennung damit verankert war, wählten sie ungefähr so wie die Männer. Die soziale Lage, die nicht vom Geschlecht, sondern von den Erwerbsmitteln abhängt, erfuhr allerdings bei denen, die sich mittels Arbeitskraft reproduzieren, bis zum heutigen *gender pay gap* keine substantielle Verbesserung.

Bei Menschen beiderlei Geschlechts, die nicht der heterosexuellen Staatsmoral entsprachen, merkte der Gesetzgeber mit Verzögerungen ebenfalls, dass sie ansonsten ganz brauchbare Bürger waren. Das führte neben der eingeforderten und gewährten, aber kostenneutralen Anerkennung zu einer weitgehenden Gleichberechtigung (z.B. zu ehe-ähnlichem Rechtsstatus) und affizierte die Hierarchie der Berufe vornehmlich am oberen Ende.

Und wenn jetzt sogar Bundesbehörden, diesmal ohne größeren Druck, gelernt haben, „nicht nur Männer und Frauen anzusprechen, sondern auch diejenigen, die sich in diesem Schema nicht wiederfinden können“ (siehe den Anfang des Artikels), dann liegen in *Asterisk* und *Unterstrich* die passenden Sonderzeichen auch für diese Komplettierung der zeitgemäßen Anerkennung der Person vor.

Postskriptum

Nach Fertigstellung dieses Aufsatzes stieß ich auf der Seite des „Referats Gleichstellung“ der Studierendenvertretung der Uni Würzburg auf einen Veranstaltungshinweis mit dem Vermerk:

„Nur für Menschen, die schwanger werden können.“

Ich halte dies für den weitgehend gelungenen Versuch, den Übergang von einer „gewaltförmigen“ zu einer „gendersensiblen Sprache“ in einen kurzen Satz zu packen.

Mit drei Einschränkungen:

- a) Offenbar wird der Umstand, dass Menschen schwanger werden können, hier auch als eine Tatsache, nicht – wie das Geschlecht (s.o.) – nur als „kulturell generierte Kategorie“ behandelt.
- b) Auch beinhaltet der Satz diskriminierende Elemente: mindestens gegen Menschen, die nicht oder noch nicht schwanger werden können, aber dies wollen oder wollen könnten, und solche, die nicht mehr schwanger werden können, aber dies waren oder hätten werden können.
- c) Eine Diskriminierung liegt ebenfalls gegen Menschen mit Lern-Schwierigkeiten vor, denen nicht in *leichter Sprache* mitgeteilt wurde, dass die Veranstaltung nur für *Frauen* ist.



***Über den Autor**

Der Autor, nennen wir ihn Georg Schuster, ist der Redaktion bekannt und schreibt regelmäßig für das Magazin AUSWEGE. Er arbeitet seit mehr als zehn Jahren an einer großen deutschen Auslandsschule.

Kontakt:

antwort.auswege@googlemail.com

„Georg Schuster“ schreibt regelmäßig für das Magazin AUSWEGE.

☛ [Hier geht es zu seinen weiteren Beiträgen](#)

AUSWEGE – Perspektiven für den Erziehungsalltag
Online-Magazin für Bildung, Beratung, Erziehung und Unterricht
www.magazin-auswege.de
antwort.auswege@gmail.com